

Erechte Feindschaft.

Original-Noman von B. Coron.

(Fortsetzung.)

„Was fällt Dir ein?“ schrie Margot empört und erschrocken auf. „Schon sein Blick verunglimpft mein reines Kind. Du gehst ja nie weiter, als von der Oberförsterei zur Kirche und wieder zurück. Dir sind Welt und Menschen fremd geworden, und wer ehrlos genug ist, Dich in eigen-nütziger Absicht täuschen zu wollen, hat leichtes Spiel.“

„Hältst Du mich für eine schwachhinnige Greisfin? Mein Geist ist noch klar und scharf, deshalb steht er, was Dich Torheit und Eitelkeit zu sehen verhindern, und deshalb sollst Du auf mich hören, ehe jede Warnung zu spät kommt. Deine Tochter wandelt auf abschüssigen Wegen, denn niemals wird diesem Bunde meine Einwilligung und niemals die der Väter zu teil. Huber aber ist der treueste Diener des Allmächtigen. Güte Dich, den Herrn in seinem demütigen Knechte zu beleidigen. Denn Gott verzehrt niemals und bleibt der späten Reue stumm.“

Margot wich vor den glühenden, zornigen Blicken der Eisernen zurück. Sie flüchtete in das Schlafgemach ihrer Töchter und breitete segnend die Hände über diese süßen, holden Mädchen aus. Gleich einer mattsilbernen Kugel hing die Ampel an der mit Früchten und Blumen bemalten Decke und sandte ihr mildes, keusches Licht herab.

Grethen schlief so fest wie unschuldige Kinder, deren harmloses Gemüt noch nie ein Kummer heimsuchte, zu schlafen pflegen, aber Liane öffnete die Augen, richtete sich empor und fragte ängstlich: „Warum weinst Du denn, Mutter? Ist etwas geschehen? Soll ich aufstehen?“

„Nein, nein, mein Kind, erwiderte die Oberförsterin. „Verplich mir nur, daß Du immer Dir selbst treu bleibst und nie vom rechten Pfade weichen willst. Stehst Du, des Vaters Wille muß Dir heilig sein, auch wenn er Deine innigsten Wünsche durchkreuzt.“

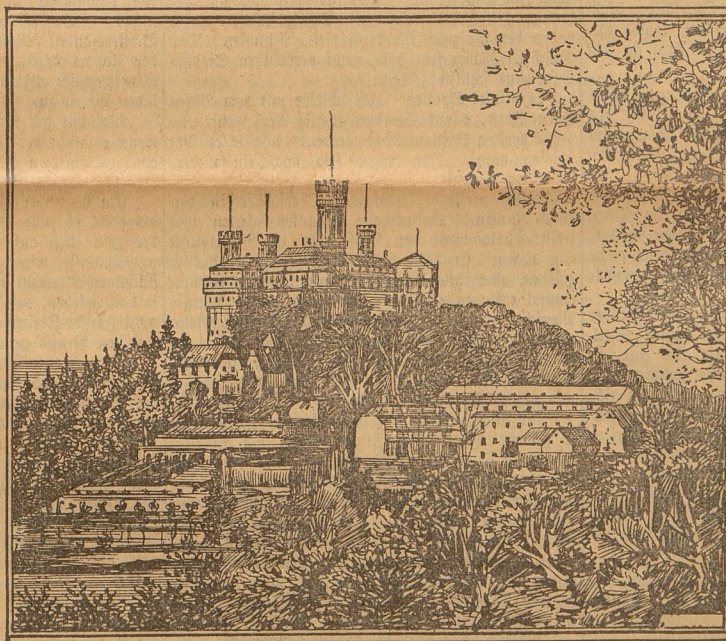
„Warum glaubst Du mich daran mahnen zu müssen? So gewiß ich Gisberth nie das Gelübde der Treue breche, so gewiß werde ich auch stets eine gehorsame Tochter sein. — Nur in einem Falle wäre ich es nicht.“

„In welchem?“

„Nein. Schlaft wohl, meine Liebste! Alle guten Mächte mögen über Euch zu jeder Stunde wachen!“

Auf den Fußspitzen schlief Margot aus dem Stübchen und begriff gar nicht, warum es ihr so seltsam schwer wie ein Stein auf der Brust lag.

Geschenk Kaiser Wilhelms zur Silberhochzeit in Schaumburg-Lippe.



Die Schaumburg.

eigentlich Schauenburg, welche von dem Kaiser dem Jubelpaare in Schaumburg-Lippe zum Geschenk gemacht wurde, ist um das Jahr 1030 vom Grafen Wlolf von Santesleben erbaut. Sie ist der Stammsitz der Grafen von Schaumburg, die von 1106 bis 1460 auch Holstein beherrschten. Nachdem 1640 das Haus Schaumburg mit Otto VII. erloschen war, wurde 1647 und 1648 die Grafschaft zwischen Braunschweig-Lüneburg, Hessen-Kassel und Lippe geteilt. Der an eine Linie des Grafen zur Lippe gefallene westliche Teil der Grafschaft bildet heute das Fürstentum Schaumburg-Lippe; der mittlere Teil fiel an Hessen-Kassel und bildet heute den Kreis Hildesheim der Provinz Hannover; der östliche an die Welfen gefallene Teil gehört jetzt zu Kreisen der Provinz Hannover. Die Aussicht von der Burg ist herrlich, überraschend schön ist der Blick durch eine Tür der Umfassungsmauer des Burghofes, die „Himmelspforte“.

„Wenn man mich zu einer anderen Verbindung zwingen wollte. Da würde ich „nein“ und immer wieder „nein“ sagen.“

„Daß ein solches Opfer niemals von Dir gefordert wird, dafür lasse mich sorgen.“

Nun hob Grethen den braunen Lockenkopf: „Ist denn die Nacht schon vorüber?“ murmelte sie traumbevangen.

Tante Hannchen immerhin winkten, mit den Augen blinzeln und verstohlene Zeichen machen. —

„Ich gehe heute nach Ob. . . hinüber,“ sagte der Oberförster eines Nachmittags zu seiner Frau. „Möglich, daß ich früh schon zurück bin, möglich aber auch, daß ich morgen gegen Mittag komme, also wartet nicht auf mich. — Warum siehst Du mich denn so ängstlich an, Margot?“

Fürchtete sie doch schon mitunter, daß Katharinas Geist getrübt sei und ihre wilden fanatischen Neben und Unglücksprophetisierungen diesem traurigen Umstande zuzuschreiben seien. Um so mehr erfüllte sie es aber mit Sorge und Betrübniß, daß ein gewissenloser Heuchler die über-große Frömmigkeit der Greisfin mißbrauchte und seinen eigenen Zwecken dienlich machte. Freilich hätte es nur einiger Worte bedurft, und Hans würde dem aufdringlichen, ihm durchaus antipathischen Menschen die Türe gewiesen haben. Aber sie fürchtete des Gatten Festigkeit und wollte keinen Aufruhr herbeiführen, der die alte Frau verlegen und kränken konnte.

Deshalb blieb auch dieser peinliche Vorfall unerwähnt. Wenige Tage später erreichten die Jagden in Fr. ihr Ende, während sie in Ob. noch fortdauerten.

Volkmar ließ in dieser Zeit auch fast täglich seinen Jagdwagen anspannen und fuhr entweder allein oder mit Bekannten nach einem von ihm zugepackten Revier.

Gisberth begleitete ihn sehr selten. Es gab jetzt zur Herbstzeit viel zu tun auf dem Gute, und überdies war eine fatale Spannung zwischen ihm und dem Vater Liанens wegen eingetreten. So oft der Name „Werner“ mit Erbitterung genannt wurde, was nicht oft aber doch leider noch häufig geschah, kam es zu aufgeregten Szenen, mochte



„Weil mir immer bange um Dich ist. Du hast Dir so viele Feinde gemacht.“

Er lachte halb belustigt, halb geringschätzend.

„Der Jäger muß ebenso auf seinem Posten sein, wie der Soldat, und das keiner beliebt ist, der dem Gefindel scharf auf die Finger steht, verzieht sich ja wohl von selbst. Aber so leicht magt sich niemand an mich heran. Man weiß, daß man es mit einem Mann von Stärke und Mut, dessen Büchse selten ihr Ziel verfehlt, zu tun hat. Da sei nur ruhig! Was auf Schleichwegen kriecht, ist feig.“

So sprechend, warf er den Riemen, an welchem die Büchse hing, über die Schulter, drückte den Hut auf das leicht ergraute Haar und ging.“

Margot lehnte oben am Fenster und sah ihn nach. Er war immer noch eine schöne, imposante Erscheinung, dem der grüne Jagdanzug gar gut stand. Um die Kraft und Elastizität seiner Bewegungen hätte ihn mancher Jüngere beneiden können.

Rasch stieg Werner den Berg hinauf. Seine breite Brust weitete sich förmlich und sog mit Behagen die würzige, harzduftende Herbstluft ein. Ueber seinem Haupte brauste es wie mächtiger Orgelklang in den Wipfeln der Bäume, und sein Fuß schritt auf einer dichten, weichen Schicht abgefallener Tannennadeln dahin. Zartblaue Nebel begannen hier und da durch das Gehölz zu wallen, oder flatterten wie zerrissene Schleier in die Höhe, um sich mit lichten Wolken zu vereinigen! Ganze Schwärme von Zugvögeln flogen dem ewig blühenden und sonnigen Süden entgegen, während andere sich, dicht aneinander geschniegelt, auf den höchsten Nisten sammelten und zur langen Wanderung durch die Lüfte bereit machten.

Eine halbe Stunde mochte der Oberförster schon gegangen sein, als verworrene Stimmen, lautes Gekohle und die tragenden Töne einer Fibel an sein Ohr drangen.

Er trat dicht an den Rand des Abhanges, nahm seinen Krimstecher und sah umher. Natürlich! In der Schenke „Zum roten Jagd!“ ging's wieder einmal wie toll her. Betrunkene Gesellen, unter ihnen mehrere schon als Holzdiebe und wegen Gewalttätigkeiten bestraft, drehten sich auf dem Rasenplatz vor der Tür mit frech aussehenden Dirnen im Tanz. Auch in der Wirtsstube, deren Fenster offen standen, wurde geläutert. Ein herumziehender Musikant spielte auf, und ein als Hanswurst gekleideter Jongleur produzierte seine Kunst.

Im Innern der Schenke schien jetzt heftiger Zank zu entstehen. Ein Mann, im blauen Kittel, stürzte heraus, sein Gegner verfolgte ihn mit geschwungener Axt. Die anderen Gäste nahmen Teil an dem Streit. Eine wilde Szene entspann sich. Minutenlang sah man gar nichts als einen Menschenhäufel mit drohend erhobenen Armen. Gläser flogen als Wurfgeschosse umher, Stühle wurden geschwungen. Der Zettelwirt schlug mit den großen Fäusten drein, und suchte die Kämpfenden zu trennen, während die Weiber teils erschreckt kreischten, teils laut lachten und die feindlichen Parteien durch gellende Rufe anfeuert.

Voll Ekel wandte sich Werner ab. Nun, die Wirtschaft hatte auch die längste Zeit gebauert. Diesmal gab man seinem erneuten Vorschlag, einer behrbrlichen Schließung des berüchtigten Lokals, gewiß bald Folge. Vermutlich mußte Meinert, was ihm bevorstand, denn man sprach ja schon allgemein davon, daß die verrufene Schenke gesperrt werden sollte.

Der Oberförster pflegte schnell zu gehen und erreichte deshalb die Wirtschaft Ob . . . ziemlich bald. Er erlebte seine Gespräche und sah dann mit mehreren Bekannten im lebhaften Gespräch traulich beisammen.

Sie hatten in einer dicht von wildem Wein umrankten Laube Platz genommen und zu den Karten gegriffen. Es wurde nur um geringen Einsatz gespielt, und weder Verlust, noch Gewinn störten daher die Gemüthlichkeit.

Plötzlich wachte sich aber Rittersgutsbesitzer Bäumler, ein wohlbeleibter Mann, mit dem Tschentuch über die Stirne und stöhnte:

„Ist das eine Schwiile. Mir bricht förmlich der Schweiß aus. Sollte man nicht glauben, ein Gewitter stiege in der Luft?“

Diese Bemerkung veranlaßte Hans, ins Freie zu treten und den Himmel zu inspicieren.

„Sie haben recht, Bäumler!“ rief er. Dort steht eine bleigraue Wand. Aber ehe die Wolken höher kommen, kann ich daheim sein, denn die Luft ist ganz ruhig geworden.“

„Ah bah! Wir befinden uns jetzt so wohl hier. Dieser Murrkater soll gute Freunde nicht auseinanderbringen. Schlimmsten Falles übernachten Sie bei mir.“

„Nein, das möchte ich nicht. Was mich herführte, ist erledigt und meine Zeit immer knapp bemessen.“

„Na, wenn was losgeht, so fahren Sie. Ich schicke nach Hause und lasse anspannen.“

„Wozu denn? Nur keine Umstände! Ich komme demnächst wieder. Bleiben Sie alle sitzen, wenn ich bitten darf. Mir ist nichts unangenehmer, als eine Störung zu verursachen. In anderthalb Stunden liegt die Oberförsterei vor mir. Gute Nacht, meine Herren! Auf Wiedersehen!“

„Na, in Gottesnamen denn, alter Starrkopf. Jetzt war Frau Fortuna gerade im Begriff, sich mir zuzuwenden.“

„Ich gebe Ihnen demnächst Revanche.“

„Das soll gelten. Lösen Sie aber Ihr Wort baldigst ein.“

„Uebermorgen, vorausgesetzt, daß nichts dazwischen kommt.“

„Darauf wollen wir noch einmal anstoßen!“ Fröhliches Gläsergeklirr. Dann griff Werner nach Hut und Flinte, winkte noch einmal, gut gelaut, zurück und rief mit Sentorstimme: „Sie haben beinahe zwei Mark verspielt, Bäumler. Das Glück sei Ihnen jetzt hold, sonst verbringen Sie am Ende eine schlaflose Nacht!“

„Heillosen Spötter! Ich schließe mit dem Bösen einen Bund, damit Sie das nächste Mal wenigstens der doppelten Summe ledig werden!“ schallte es ihm lachend nach. „Ihr Jäger seid doch ein niederträchtiges Korp!“

Luftig pfiesend schritt der Oberförster in den Wald hinein. Sorgenvolle Gedanken gingen ihm freilich bald durch den Kopf, und ihr Mittelpunkt war Diane. Er hätte das Mädchen so gern glücklich gesehen, aber ihrer verliebten Torheit mußte sie nun einmal entsagen, Gisberth war ja ein ganz prächtiger Mensch — doch einen Voltmar Schwiegersohn heißen? — Nun und nimmermehr! Da konnte er in alle Ewigkeit nicht nachgeben. Und so ein liebes, starkes Mädchen, die echte Tochter ihres Vaters, mußte und würde sich schon trennen.

Die Wolfensdicht zog doch schneller heran, wie er gedacht hatte. Der Sturm erhob sich plötzlich und jagte sie näher. Aber Werner war ein guter Fußgänger. Er legte die weite Strecke zurück, ehe das Gewitter zum Ausbruch kam. Der Himmel war rabenschwarz geworden, sähle Blitze zuckten und fernes Grollen ließ sich hören. Dort drüben, kaum eine Viertelsunde entfernt, lag die Oberförsterei. Wenn er den Schritt beschleunigte, war sie sogar in zehn Minuten zu erreichen. Kein Stern blinkte, und der wachende Orkan drängte zur Eile.

Plötzlich aber blieb der Jäger stehen. Er hatte, als sich die Tannen, vom Sturmwind geschüttelt, neigten und teilten, ein Licht hoch oben im Walde wahrgenommen. Wo strahlte es her? — Der Richtung nach zu urteilen, aus der Hütte, welche man gelegentlich der fürstlichen Jagd erbaute, und wo Durchlaucht zu kurzer Rast einzutreten pflegte. — Dort war Hans nicht direkt vorübergekommen, sondern hatte einen näheren Nebenpfad benutzt. Wer wollte da drinnen und mit welchem Recht? Der Reviervorsteher? Der Forstwart? Möglich. Ebenso gut konnte der unslät hin und herflackernde und oft gänzlich verschwundene Schein aber auch eine andere Bedeutung haben. Jedenfalls muß sich ein pflichtgetreuer Waidmann in solchen Fällen Gewißheit verschaffen. Soll er nach der nahen Oberförsterei gehen und die Jagdgehilfen dorthin hinaussenden? Das wäre Zeitverlust. Vielleicht hat jemand Feuer gemacht

und es zu löschen vergessen oder doch nur unvollkommen gelöscht. Der wild dahinfliegende Wind könnte einen Funken weiter tragen und in das überall herumliegende trockene Reisig hineinwehen. Die Hütte selbst bestand ja nur aus leicht brennendem Tannenholz. Oder suchten wohl gar Uebelthäter Schutz vor dem Gewitter? Solches Volk schädigte ja den Wildstand des fürstlichen Forstes immer wieder von neuem und war ebenso wenig anzuzureuen, wie Unkraut.

Noch ein Moment zögernden Ueberlegens, dann stieg der dienstfertige Forstmann den Berg wieder hinauf, und zwar, ohne den gebahnten Weg zu benutzen, quer durch Tannengestrüpp und über Steingerölle, um schneller an Ort und Stelle zu gelangen.

Ein grauenvolles Säusen, Brausen und Wechzen ging jetzt durch den Wald, als rase der wilde Jäger auf Sturmesfittichen dahin. Gewaltige Aeste brachen, uralte Baumstämme neigten sich tief zur Erde und schenkelten wie im zornigen Trotz wieder empor. Der Donner schallte von den Felswänden zurück, Berg und Tal schienen bald im grellsten Licht zu stehen, bald waren sie von tiefer Finsternis umhüllt.

Gegen dieses furchtbare Toben der Elemente anzukämpfen, bereutete auch für einen Mann von so gigantischer Körperkraft, wie Werner, nichts Geringes. Der Atem stockte ihm in der Brust, der Schweiß rann in heißen Tropfen von seiner Stirne. Ost mußte er stehen bleiben, unfähig, sich in dem Dunkel zu orientieren, bis ein neuer Blitz es sekundenlang verschleuderte.

Regen, untermischt mit Hagelkörnern, prasselte nieder. Keuchend, durchnäßt und ziemlich erschöpft erreichte der Oberförster die Höhe — aber nun war das verdächtige Licht erloschen. — Nein — doch nicht! — Da schimmerte es durch die Ritzen der Wetterwände. Man hatte, vermutlich des anprallenden Regens wegen, die Tür geschlossen, welche vorhin wahrscheinlich mehrmals geöffnet wurde. Die Fensterräden waren zu.

Wer hat sich im fürstlichen Eigentum eingenistet, wenn es nicht der Reviervorsteher ist, der aus irgend einer dienstlichen Ursache die Nacht hier oben zubringt?

Ein heulender Windstoß brauste durch den Forst, als gälte es, alle Bäume zu entwurzeln. Die Tür der Hütte flog auf. Ein Mann sprang rasch hinzu und schloß sie wieder. Werner konnte ihn in diesem schlüchtigen Moment nicht erkennen, aber so viel hatte er doch gesehen, daß der schnell verschwindende Mensch nicht Förster Drillepp war, und nun mußte der Sache auf den Grund gegangen werden.

Hans machte sich auf alle Fälle schußfertig, glitt wie ein Schatten über die durchnäßte Stodung, wollte die Tür jäh anstoßen und schlug, als er fand, daß man den Niegel vorgehoben habe, mehrmals mit der Faust daran.

Rascher, als er erwartete, wurde geöffnet, und dann hallten Wuchschreie aus zwei Reihen durch die Einsamkeit.

„Warte! Dich hat mir der Teufel in dieser Stunde entgegengeführt!“ rief jemand. „Jetzt rechnen wir ab! Du hast mehr als genug auf dem Kerbholz!“

Ein Flintenlauf war auf des Oberförsters Brust gerichtet. Er schlug ihn gewandt bei Seite, sodas die Kugel in die Wetterwand fuhr; aber im nächsten Augenblick traf ein mächtiger Hieb zerfchmetternd seinen rechten Arm, ehe er selber hätte losdrücken können. Die im Anschlag gehaltene Finte fiel zu Boden.

„Schurke!“ schrie Werner gellend auf.

„Ach was: Schurke! Aug' um Auge, Zahn um Zahn! Einer von uns ist zu viel auf der Welt, und der Teufel soll mich holen, wenn Du's nicht bist!“

Das Herdfeuer erlosch. Blitze zuckten, der Donner rollte, im graunigen Gelbrod wandten sich die ächzenden, vom Orkan gepackten Bäume. Dann tiefe Finsternis, wildes Schreien und Stampfen, dumpfe Schläge — und endlich sich eilig entfernende Schritte. Dann unheimliche Totenfälle. —

Der Sturm verstummte allmählich. Im fernen Osten rötete sich der Himmel noch zuweilen. Wetter-



leuchten kündete, daß das Gewitter mit seinen Schred- nissen nun fortgezogen war. Wie große Tränen fielen die Tropfen schwer und vereinig- t von den Aesten nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Der Not gehorchend.

Roman von H. von Gersdorff.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Über der Mann schüttelte mit verlegenen Lächeln auf ihre Frage den dicken Kopf, von dem er die Pelzmütze abgenommen hatte, während er mit dem eigentümlich unerwürgten Gruß der Polen sich bückte, um den Saum ihres Kleides zu küssen, was sie ganz erschrocken abwehrte. Er war ein „Stod-Pole“ — er verstand sie wirklich nicht, und sie mußte die Sache aufgeben. Nun blieb nur noch die Hoffnung auf die Hanne, denn eine innere Stimme sagte ihr, daß die müde Tadeln auch ihre Enkelin, die ihr sonst wohl geholfen hatte, mit sich genommen habe und daß man diesen dienstbaren Geist nicht wieder zu sehen bekommen würde. Wenigstens heut' nicht, wenn Aimmels nicht ein Nachwort sprach.

O Himmel! Andreas! Ja, das war eine böse Geschichte!

Zaghaft ging sie in das Wohnzimmer zurück und setzte sich still in eine der tiefen Fensternischen, auf das Erscheinen der Hanne wartend, statt wie sonst in den Park spazieren zu gehen und den alten Knut zu suchen.

Feodoras Magen meldete sich auch sehr bringen- de. Sie war es nicht gewöhnt, ohne Frühstück so lange nüchtern zu bleiben und sich auch gleich so sehr enrgisch zu beschäftigen.

„Ei, da kam ja die Hanne.“

„Gut, daß Sie kommen, liebe Hanne!“ sagte Feodora sehr erleichtert und freundlicher wie jemals. „Ich bin in großer Verlegenheit. Die Frau Tadeln ist fortgegangen und will nicht wiederkommen, weil ich in der Küche war und einiges tadelte. Was machen wir nun? Können Sie kochen?“

Das Mädchen lachte.

„Na, also richtig pafscholl mit die olle Gnettsch- Heye?! — Na, das freut mir bloß. Das war 'n guter Streich von die Frau. Was die nicht allens weggeschleppt hat aus' Haus! Wie 'n Rabe stahl die!“

Feodora fühlte sich ja nun sehr gehoben von Hannes Lob, aber damit war die Schwierigkeit nicht beseitigt.

„Aber wer soll kochen, Hanne?“

„Oh, ja, davon verließ' ich ja nu' nit nich, als bloß man ganz ordinäres Zeug, für uns. Was will denn die Frau haben?“

„Ach, ich! Darauf kommt's gar nicht an. Können Sie nichts kochen, was der Herr gern isst?“

„Ja na. Der macht nicht viel Umständ' mit sich. Dem ist allens recht.“

„Das glaub' ich gar nicht, Hanne. Er kennt nur hier nichts Besseres.“

„Ja, na, dann will ich's mal versuchen mit Hammelfleisch in die Brühse und die Kartoffeln rin und 'ne Zwiebel zu. Die Olle konnt' sich immer nicht von ihrem Hammelfleisch trennen, als wenn schon stinken tat. So 'n schmutziger, alter Geiz- tragen, wie die war. Bloß wenn ich das da unten mal so allens zeigen läte, was die noch verlost hat, die Frau konnt' nie mehr was runterbringen in Andrejewo.“

Feodora schauderte und lehnte ab. Nur das Notwendigste müßte sie ja sehen, es müßte doch Ordnung gemacht werden da unten und helfen wollte sie schon, so gut sie könnte.

„Ja, ja,“ meinte das Mädchen, sich bedenklich am Rinn tragend, „wenn ich man nich nach 'n Ruhstall müßte und nach die Schweine. Recht grab' um die Mittagsglocke. Da müßte die Frau denn schon beibleiben ans Essen, bloß daß es nich brennen tut.“

Feodora versprach es eilig und bat dann um ihren Tee.

„Maria und Josef!“ schrie die Hanne los, „den haben Sie noch nicht gehabt! Na, da wird der Herr schönen Standal machen!“

„Ach, das braucht er gar nicht zu erfahren, Hanne. Sagen Sie 'mal, kann denn die Frau Glubeka nicht wieder kochen kommen?“

„Die Glubeka?! Ach, wo denkt die Frau hin! Wenn die auch mal in der Not 'n Tag abkommt, aber die hat doch ihren Mann, den muß sie ver- sorgen! Kee, das leid't auch der Herr Verwalter nich, daß die Frauens in Arbeit geh'n. „Der Arbeits- mann muß seine Ordnung haben,“ hat er mal ge- sagt, „und die Frau im Haus bleiben, sonst geht's einen schlechten Weg!“ — Die Polnischen hier 'rum, die lassen ja ihre Frauen immer mit in Arbeit, und nachher sind sie zufrieden mit ihre Brotkruste und rohe Zwiebeln und mit die Hauptfache — mit der Schnapsbuddel! Hier war das früher auch so. Nun is es nicht mehr, seitdem der Herr Steyn hier ist.“

Feodora ließ die lange, hapselfige Erklärung des Mädchens schweigend über sich ergehen, und in ihr Auge kam ein immer ernsterer Blick. —

„Ist die Frau denn nun besser?“ fragte da nach einer kleinen Pause die Hanne, Feodora aufmerksam betrachtend.

„Besser?“ fragte diese, zerstreut aufstehend.

„Na, ja, die Gesundheit war doch so schlecht, und die Frau so traurig um das Sterben von ihrem alten Vater, daß sie in's Bad müßte.“

„Das weiß ich alles noch nicht so recht,“ stotterte Feodora, außer Stande, die läche Mote dem Blick des Mädchens zu verbergen, „jedenfalls ist mir viel besser. Was haben Sie denn auf der Post geholt?“ frug sie rasch ablenkend.

„Ach, Du mein Göttschen! Das hätt' ich ja nu' rein vergessen wegen die Freude von die Ollen ihrem Abzug. Hier ist der Brief, aber den anderen Brief, den sollt' sich doch der Herr Steyn selber heut noch holen, sagte der Herr auf der Post, da wäre Geld drin.“

Und aus ihrem Handkörbchen holte sie einen großen eingeschriebenen Brief mit einigen ausländischen Werten beklebt, den Feodora verwundert in Empfang nahm.

Gleich darauf aber zuckte es durch ihr Herz, recht jäh und bange fast, wie Ahnung kommenden Unglücks. Der Poststempel trug ja das Wort: Paris! Also das war es. Der Brief, den Andreas und sie selbst so sehnsüchtig erwarteten. Der Brief von dem Grafen Stannojewski, der seine Zukunft meldete — und dann sollte sie — dann durften sie fort. Vielleicht morgen schon!

„Es ist gut, Hanne. Ich werde den Brief an Herrn Steyn abgeben,“ sagte sie ernst.

Die Komödie war ausgepielt — nur noch wenige Stunden, und sie war frei. Die Mitspielenden gingen mit höflichem Gruß auseinander.

17. Kapitel.

Sie ging in den Park hinaus, nachdem sie den Brief auf den Tisch gelegt hatte und ohne Appetit ihrem Frühstück, das die Hanne ihr gebracht, zu- gesprochen hatte.

Sie ging langsam mit gesenktem Kopf durch den goldenen Sonnenglanz, den blühenden, duftenden Maitag, voll Schönheit, und Liebe und Hoffnung, wohin das Auge fiel.

Vor einem sammtgrünen Nasenplatz hatte sie eine hübsche Bank hinstellen lassen.

Auf dem Nasen standen jetzt keine Fuchsen, sondern hohe, schlanke Blattpflanzen, die eben begonnen hatten, ihre saftig grünen, breiten Wedel aufzurollen.

Blötzlich sprang Feodora wie gerufen auf aus ihren bitter-süßen Träumen.

„Oh, der Hammel! Das Mittagessen für Andreas!“ Mit raschem, elastischem Gange, der ihre Wangen rötete, flog sie fast durch die breiten Baumgänge dem Schlosse zu. Wie konnte sie das nur vergessen?! Was mochte wohl die Hanne angefangen haben ohne ihre Hilfe? Wer weiß, wie spät es schon war!

Ganz atemlos kam sie in der Küche an. Gott Lob, die gute Hanne war noch da und nahm den Schaum von der kochenden Suppe. —

„Na, is man gut, daß Sie kommen, Frau Steyn, hören Sie mal, wie Ferkel quieken, die hungern nun

schon zu lange und gleich wird's Mittag klingen. Ich muß nun gehen, wie ich mit allem zurecht komme. Mit die Schweine und mit die Kühe und mit's Tisch- decken für Zinnen. So weit is ja nu die Supp' fertig, bloß daß sie da an der Seite noch ein Weilschen so fachte ziehen tut, und die Kartoffeln nich zu Mus drin bruddeln.“

„Ja, ja. Ich werde schon aufpassen, Hanne. Nur noch einen Moment bleiben Sie da. Ich hab' oben etwas ganz Wichtiges vergessen.“ Damit stürzte Feodora mehr, als sie ging, die steile, schlüpfrige Kellertreppe hinauf nach dem Wohnzimmer.

Den Brief aus Paris, den durfte Andreas nicht vor dem Essen bekommen. Sonst konnte er gar nichts mehr genießen. Nachher wollte sie ihm den- selben geben.

Aufatmend nahm sie ihn an sich und eilte wieder nach der Küche. Sie stand kaum, auf ihre Töpfe aufpassen, am Herd, und Hanne war ihren aus- wärtigen Geschäften nachgegangen, als sie wieder den Kusschlag draußen auf den Steinen vernahm und dann ihres Mannes harten, schweren Schritt im Flur. Er ging nach dem Wohnzimmer, dann die Treppe hinauf nach dem ersten Stock, dann gleich wieder herunter und nach der Kitchentreppe herüber.

Feodora fing ordentlich an zu zittern. Gar zu viel — zu verschiedene Empfindungen fingen an in ihrer Brust zu wogen.

„Tadeln!“ rief er die Treppe hinunter, oben stehen bleibend. „Wo hat die Hanne den Brief hin- gelegt, den sie von der Post holen sollte?“

Nach einer bänglichen Pause rief Feodora mit leicht bebender Stimme hinauf:

„Bitte, gehe ins Zimmer, ich bringe ihn gleich.“

Natürlich — zu dumm von ihr, das nicht zu bedenken! Er mußte doch von dem Brief.

Es war selbstverständlich, daß Andreas dieser Auf- forderung seiner Frau aus der Küche herauf nicht Folge leistete, sondern im nächsten Moment — ein Bild wortlosen Staunens vor der Tieferröten stand.

„Ich konnte wirklich nicht anders, lieber Andreas,“ begann sie nun in aller Eile sich zu verantworten, während sie den großen Schaumlöffel in der Hand behielt. „Sie ist nämlich fort, ganz fort. Du müßt' entschuldigen, die Hanne und ich, wir haben das Essen schon so gut gemacht, wie wir konnten, aber ich weiß doch nicht, ob es nun recht ist. Aber Du bist ja so anprüdelnd, und sie lief ohne weiteres einfach zur Küche hinaus und sagte, ihr wäre das Kochen schon lange ein Greuel.“

„Meinst Du die Tadeln? Die fortgelaufen?“ fragte er, nachdem er Feodora mit Blicken betrachtet hatte, die immer tiefere Blut in ihr Antlitz trieben.

„Ja. — Aber wird werden doch Ersatz finden können, den!“ ich. Denn 'an der alten Frau haben wir doch nicht so viel verloren. Die Hanne erzählte mir auch schredliche Sachen von ihr.“

„Aber Kind! Laß doch die Tadeln laufen, ohne weitere Entschuldigung,“ sagte er mit hellem Lächeln, ihr den Kochlöffel aus der Hand nehmend, während er rasch, als sei es ihm verboten, seine Lippen auf ihre willenlosen Hände drückte, deren weiche, weiße Haut schon wieder allerhand schwarze Spuren ihrer ungewohnten Beschäftigung zeigten.

„Mir ist die Tadeln wirklich nicht ans Herz ge- wachsen,“ fuhr er rasch fort. „Einstweilen mag die Hanne die Arbeit bei den Schweinen und im Ruhstall abgeben. Nur Du, Du, Feodora, Du darfst hier nicht stehen. — Nein, nie! Sage nichts, liebe Feodora. Bedenke, mit welchem Gefühl ich Dich hier an so wenig für Dich passender Stelle sehe, ein lebender, sehr, sehr grausam schmerzlicher Vorwurf für mich.“

Sie brachte kein Wort über ihre zitternden Lippen, es fiel ihr auch keins ein. Diese heißen, raschen Küsse auf ihre Hände, diese heißen, überstürzten Worte, die er jetzt geküßelt, der rasche Blick in seinen Augen, in denen ein seltsam feuchter Glanz schimmerte, der Ausdruck in dem halb schmerzlichen Lächeln um seine Lippen, der sein grobes Gesicht wie mit lauter Schön- heit und Güte überzog, sie mußte gar nicht, was an- fangen vor lauter bebender Befangenheit. Wie ein rettender Gedanke fiel ihr da der Brief ein, nach dem er ja ohnehin gefragt hatte, und hastig fuhr sie in ihre Tasche und sagte bittend:

„Sei nicht böse. Ich nahm ihn fort, ich wollte ihn Dir erst nach Tisch geben, weil er Dir vielleicht irgend etwas brächte, was Dir allen Appetit nehmen könnte.“

Er nahm ihr den Brief aus der Hand. „Ich danke Dir, Feodora. Der Brief kann mir nichts bringen, was mich ernstlich kränken oder schmerzen könnte, nachdem ich Deine gütige Absicht gehört habe, mir die Mäßigkeit nicht vergällen lassen zu wollen. — Habe Dank für Deine Worte!“

Damit erbrach er zurücktretend das Schreiben, ohne erst damit nach oben zu gehen. Er schien doch sehr gespannt auf den Inhalt und tiefer erregt, als er zeigen wollte.

Unschlüssig stand Feodora noch da, ob sie nun allein nach oben gehen sollte oder warten, bis ihr Mann, zum Fenster tretend, den Inhalt des Briefes überflogen hatte, wie er zu tun gewillt war.

Da sah sie plötzlich ganz erschreckt nach ihm hin, denn es war wie ein Stöhnen gewesen, das von seinen Lippen klang, und nun stand er so seltsam da — regungslos fast — mit gekletterter Stirn, den Brief in der herabgesunkenen Hand.

„Verkauft!“ murmelte er. „Doch verkauft, dieser Grund und Boden! Dieses Haus! Andrejewo verkauft an fremde Menschen!“

„Ach, Andreas, das ist so fürchtbar! Das —“ „Fürchtbarer, als Du ahnst, Feodora!“ „Kann er das denn überhaupt, ein so altes Familiengut verkaufen?“

„Gewiß kann er das. Es ist ja kein Majorat.“ „Aber, mein Gott, hat er denn gar kein Gefühl?! Gibt es denn gar kein Hausgesetz oder sonst ein Gesetz, das es ihm verbietet?“

„Nein, nichts dergleichen.“ „Aber er muß ja ein Barbar sein, ein ganz roher, gefühlloser Mensch!“ rief sie, während ihr vor Zorn und Mitleid die hellen Tränen in die blühenden Augen traten.

„Nein, nein. Auch das ist er nicht. Du tust ihm Unrecht. — Er war ja nie hier! Er hat ja nie die Heimatlust hier geatmet. Hatte nie darauf rechnen können, jemals Herr in Andrejewo zu werden. Seine Seele, seine Gedanken sind nicht damit verwachsen, genährt, verwebt! — Er ist ja nur ein entfernter Verwandter des Hauses. Kein Band des Blutes hat ihn unauf löslich mit dem alten Hause verbunden!“

„Im Gegenteil! Er war der beste, der einzige Mensch, den ich ruhig als Herr hier betrachtete, als meinen Herrn. Er war mir ein gütiger, gerechter, ein großmüthiger Brothrer, da er es nun einmal nicht ändern konnte, daß er es werden mußte! Verkauf! Feodora, ich — ich fasse es noch gar nicht, das grausame Wort: Verkauf! Andrejewo verkauft! Verloren!“

„An wen hat er es verkauft?“ sagte sie plötzlich lebhaft. „An eine Gräfin Vorm.“ „An eine Dame?“ rief sie erstaunt. Oh, lieber Mann, dann kann ich das nicht so schrecklich finden. Eine Dame, sieh, die wird, die kann ein so großes Gut gar nicht selbst bewirtschaften. Die muß doch einen treuen, zuverlässigen Beamten haben. Da wirst Du vermuthlich noch mehr Selbständigkeit haben, als unter einem Herrn, und Graf Stannojewski wird Dir sicher die allerbeste Empfehlung geben.“

Er fuhr auf, und sein Auge flammte. „Ich, ich, unter einem Frauenwillen dienen und arbeiten? Was mußt Du mir zu? Niemals! — Lieber das Herz brechen, als den Nacken beugen! Jede weibliche Laune, jede Unvernunft kann mir heut, kann mir morgen, stündlich in meine Dispositionen greifen, mir alles über den Haufen werfen, und hat das volle Recht dazu! — Nein, verkauft ist verloren — für mich!“

„Ich kann Dich wirklich nicht ganz begreifen,“ sagte sie leise, „es umgeben mich hier so viel Unklarheit, so viel Räthel! Mochtest Du mir nicht Wahrheit, volle Wahrheit geben, Andreas?“

„Wozu? — Du wirst nun Andrejewo verlassen. Wirfst frei und selbständig Deinen eigenen Weg gehen. Den meinen wird er nicht mehr kreuzen. Das Geld ist da, das ich Dir zur Verfügung stelle, genug, um Dir eine Existenz zu begründen; daß Du sie fort-

setzen kannst, sei meine Sorge! Muß meine Sorge sein, Feodora, denn ich bin Dir eine Existenz schuldig. — Daß die Räthel, die Geheimnisse dieses Hauses, meines Lebens ungelöst. Sie kommen Dir zu nichts. Sie berühren Dich nicht. — Ich danke Dir für Deine Teilnahme. Und nun nichts mehr über diese Sache! Sie liegt hinter uns. — Da ist ja auch schon Hanne.“

„Schloß er mit schroffem Uebergang zu anderem in ruhigem Ton. „Komme hinauf, Feodora.“

Ziemlich fassungslos und sehr erregt stieg sie vor ihm die Steinstufen hinauf zur Flurhalle. Plötzlich glitt sie aus auf den glatten Steinen, nicht so sorgsam langsam sie erkeigend wie sonst, und wäre wahrscheinlich schwer zu Schaden gekommen, rücklings die Treppe heruntertrollend, wenn Andreas nicht hinter ihr gewesen wäre.

Der aber hielt dem plötzlichen und nicht leichten Anprall wohl Stand. Im nächsten Moment fühlte sie sich emporgehoben und an seiner Brust geborgen, von seinen starken Armen umschlungen. So trug er sie leicht wie ein Kind nach oben. Und sie rührte sich nicht, sie sträubte sich nicht.

18. Kapitel.

Den Rest des Tages hatte Feodora allein verbracht. Nach dem Mittageffen, das von Hanne ganz gut zubereitet war, aber sehr schmeisam von den Gatten eingenommen wurde, hatte Andreas gesagt, seine Geschäfte riefen ihn dringend nach dem Borwerk von Andrejewo, er wisse nicht, wie lange er dort aufgehalten würde. Wenn er zum Tee nicht wieder da sei um 7 Uhr, solle Feodora ihn nicht mehr erwarten. Und er kam auch nicht.

Der Himmel hatte sich mit schweren Regenwolken bezogen, und während Feodora einsam wartend am Fenster saß, auf den trüblichen Hof hinausblickend, fing auch richtig an zu regnen und schien auch fürs erste gar nicht aufhören zu wollen, trotzdem sich ein starker Wind aufgemacht hatte, der, je dunkler es wurde, zum Sturm anzuwachsen schien.

Als sie ihren Tee getrunken hatte und Andreas immer noch nicht gekommen war, begann sie plötzlich eine entsetzliche Angst zu empfinden, daß ihm etwas ungelöst sein könnte. Mit schrecklicher Deutlichkeit trat sein verlorrenes, seltsames Weisen bei der heute erhaltenen Nachricht vor ihre Seele, und voller Grauen fragte sie sich, ob er sich vielleicht ein Leid angetan haben könne.

Fretlich mußte sie sich gleich darauf selber über ihre Torheit schelten, denn wenn er das wollte, warum hätte er dazu fortfahren sollen? Und dann, nie und nimmer hätte Andreas sie, seine Frau, so allein, so verlassen zurückgelassen, ohne Schutz und Heilmittel.

Welch' ein Toben das da draußen war! Wie der Sturm den Regen gegen die Fenster peitschte, daß sie in ihren alten Rahmen zitterten und klirren. Darüber war es 11 Uhr geworden. Wo war Andreas? —

Feodora konnte nicht daran denken, zu Bett zu gehen. Immer wieder lief sie zum Fenster, zur Thür, ob denn niemand käme. Die Lampe hing an zu flackern, natürlich, sie mußte ja bald ausgehen. Das wäre schrecklich gewesen, wenn sie plötzlich im Dunkeln gefesselt hätte, ganz allein in diesem unheimlichen Schloß, mit dieser Angst im Herzen.

Aber fast fühlte sie ihr Herz stille stehen, als sie plötzlich während einer eingetretenen Pause, in der das böse Wetter auszurufen schien, wie um neue Kräfte zu sammeln, ganz deutlich oben im Ahnensaal dumpfe Schritte vernahm, als schliche jemand dort umher.

Da war es aus mit ihrer Selbstbeherrschung, sie stürzte zum Fenster und rief laut hinaus auf den dunkeln, menschenleeren Hof am Hofe. „Gott Lob, sie vernahm einen Gegenruf.“

„Ja, ja! Ich komme!“ schon Frau Steyn. Was ist denn los? Brennt's.“ Gegen den Sturm kämpfend kam eine Gestalt von einem der Ställe herüber, die Hanne.

„Ach, entschuldigen Sie doch mal, Frau Steyn,“ bat sie, in die Halle tretend, wo Feodora zitternd stand, „ich war man bloß auf einen Sprung nach'm Kuchthal rüber.“

Feodora hörte kaum, was sie sprach. „Ja, um Gottes Willen, oben im Ahnensaal trappst und geht es immer,“ sagte sie. „Na man nicht. Das wird Herr Steyn sein.“

„Aber Hanne! Das hätte ich doch hören müssen, den Wagen und das Hereinkommen in die Halle.“ „Na, dann ist da oben wer anders, der da nichts zu suchen hat,“ meinte Hanne sehr energisch, die absolut keine Furcht kannte, und begann stehenden Fußes dem Geräusch nachzujorschen.

Feodora folgte ihr mit wild klopfendem Herzen. Da fiel ja Licht durch eine breite Ritze der Thür, und nun ging dieselbe auf.

„Andreas!“ schrie Feodora wie erlöst. „Gottlob, daß Du da bist! Oh, wie hab' ich mich geängigt!“ Und alles vergehend, lief sie auf ihn zu, der auf der Schwelle erschien, und warf sich schlüchzend an seine Brust, die Arme fest um seinen Hals schlingend.

„Na, sagt' ich's nicht?“ lachte die Hanne und lief mit einem „Gute Nacht auch!“ die dunkle Treppe nach der Küche und ihrer Kammer wieder hinunter. — Eine Minute fast hielt nun Andreas Feodora still in seinen Armen, ihr leise mit der Hand über die Haare streichend, sie zu beruhigen, die so kramphast schlügte.

„Aber Kind, aber liebes Herz! Was hast Du denn nur? Ich glaube Dich längst zur Ruhe. Bin erst vor einer Stunde gekommen und ganz still auf dem Hofe abgestiegen und hinten heraufgekommen. Dich ja nicht zu fören.“

„Ach, ich — ich war so dumm, mir war so bang, so angst! Ich dachte, Du wärest fort und kämest nie wieder und ließe mich allein, ganz allein auf der Welt.“

„Komm, komm!“ sagte er ernst nach einer Pause und zog sie in den Saal, die Thür hinter ihr schlüßend. Unwillkürlich schaute sich aber nun erst Feodora unruhig in diesem Raum um, in dem sie stand.

Es war ein gräßlich ungemüthlicher Aufenthalt! Ob dies hier Andreas' Wohnzimmer vorstellte, wo er seine Schreibereien besorgen mußte? Sie fragte ihn danach.

„Zawohl,“ sagte er, an den Tisch tretend, neben dem sie stand, „hier halte ich mich trotz des elenden Ameublements am liebsten auf. Wenn's auch manchmal eilig fast ist. Der Ofen heizt nicht recht ordentlich diesen sehr großen Raum, und wenn man nicht immer noch im Kamin dort starkes Feuer unterhält, ist's selbst im Sommer mehr als frisch.“

„Was schreibst Du denn?“ fragte sie, sich über die aufgeschlagene Mappe beugend. „Rechnungen und Gutsakten?“ Er lächelte.

„Ja, das natürlich auch, was zu der Gutsverwaltung gehört. Zuweilen in stiller Nacht auch anderes.“

„Ach, nicht möglich! Voll Staunen nahm sie ein Buch zur Hand. „Songfellows Gedichte! Du übersehest Gedichte?“

„Nur zufällig. Ich fand den Band da unter den Büchern in dem Schrank. Sonst lieber ernlichere Sachen.“

Sie nahm ein anderes Buch auf und las den Titel. Die Neben Wits, des englischen Staatsmannes, waren es.

„Aber ich verstehe nicht — Du bist doch nur ein einfacher —!“ „Ganz recht, ein einfacher Landmann, und ich möchte, weiß Gott, nichts anderes sein. Das schließt aber nicht aus, daß ich mich auch noch für andere Dinge interessiere.“

„Und gerade für die englische Sprache? Für England überhaupt?“ fragte sie, immer aufmerksamer werdend. „Allerdings. Ich lebte früher in England und habe in Oxford eine allerdings nur kurze Zeit studiert, um dann eine landwirthschaftliche Hochschule zu besuchen.“

„Wie kamst Du denn nach Oxford als Student?“ Ein feines Lächeln trübte einen stichtigen Moment seine Lippen, und er richtete einen traurigen Blick in ihre so groß und betroffen aussehenden Augen.

„Ja, wo kommt nicht ein Abenteuer, ein Hochstapler alles hin?“

Sie zuckte zusammen und legte sanft ihre Hand auf die seine.

„Vergib' mir das,“ sagte sie leise, „vergiß es!“ „Vergehen, oh ja! Du warst ganz im Recht! Vergessen? Das geht nicht so schnell.“

Sie wußte nichts darauf zu erwidern und kam dann auf das Ereignis des Morgens zurück, das nur momentan in den Hintergrund gerückt war.

„Ist denn der Verkauf schon ganz definitiv?“ „Der Graf schreibt es. Die Damen werden in den nächsten Tagen hier eintreffen. Zunächst ein Bevollmächtigter derselben.“

„Die Damen?“

„Ja, Gräfin Lorm mit ihrer Mutter.“

„Lorm? Gräfin Lorm?“ fragte sie nachdenklich. „Wo habe ich doch den Namen schon gehört?“

„Es ist ja eine ganz bekannte Familie, so viel ich weiß.“

„Ja, ja, aber mein Gott! Andreas! Lorm hieß, glaube ich, der geschiedene Mann von Sidonie Hallerstadt!“

Ein jähes, dunkles Rot schob über seine Stirn, während er die Lippen so fest aufeinander presste, als müsse er mit aller Anstrengung einen Ausruf zurückhalten, der sich darüber drängen wollte.

„Wenn Du Recht hättest, es wäre allerdings entsetzlich, für uns beide!“ sagte er tonlos, den starren Blick auf ihr blaßes Gesicht heftend. „Du müßtest sehr bald aus diesem Hause fort, das nun der Hallerstadt gehört! Und auch ich. Auch ich könnte nicht bleiben, sie nicht wiedersehen!“

„Um Gotteswillen nicht! Bedenke, sie kennt Dich als Graf Stannojewski, sie weiß vielleicht von nichts und —“

„Du mußt fort, morgen früh!“ sagte er erregt.

„Oh, Andreas, bitte, verlange das nicht! Ich soll Dich in der schrecklichen Lage allein lassen! Du sollst ihr allein gegenüber treten —“

„Ich muß es. Aber Du nicht — Du nicht!“

„Aber ich bin doch Deine Frau!“ beharrte sie mit Tränen in den Augen. „Und was soll sie denn von Dir denken!? Vielleicht kann sie Dir schaden. Sie war keine gute Frau, Andreas. Sie hatte ein verbittertes Herz und —“

„Fürchte das nicht. Schaden kann sie mir nicht und wird sie mir nicht,“ sagte er langsam.

Sie erriet ihn sofort, instinktiv.

„Sie — sie liebte Dich? Ja? Sie liebte Dich, Andreas?“ hauchte Feodora, heiß erglühend. „Oh, Du brauchst mir nichts zu sagen! So manches wird mir jetzt klar, was mir damals in Nizza schon auf-fiel. Nur, daß es mir damals zu gleichgültig war. Du weißt, daß sie Dich liebte?“

Er deckte die Augen mit der Hand, den Arm auf den Tisch stützend und — schwieg.

„Und Du? — Du — sie auch?! Ich weiß ja, daß Du mich nicht aus Liebe erwähltest, daß Du glaubtest, ich wäre reich! Und dann später lerntest Du sie kennen, sie, die reich war, die allein Dich hätte glücklich machen können, sie, Sidonie Haller-

stadt, der nun dies Gut, dies Schloß gehört, das Dir gehören könnte, wenn — oh, mein Gott, was haben wir getan, was haben wir Dir getan mein Vater und ich!“ schluchzte Feodora.

„Nein, Feodora! Nicht Deinen Vater, der nur für Dich sorgen wollte, darfst Du anklagen!“ entgegnete Steyn. „Wir sind an eine Grenze gekommen, wo ich Deinem Verlangen, alles zu wissen, zu er-fahren, was ich selbst weiß, nicht länger widerstehen darf. Bekennen wollte ich es Dir aber immer noch nicht. Frei solltest Du erst sein, dann wollte ich mich noch einmal offen und ehrlich an Dein Herz

Dort mußte es sein, das Ziel seiner Wünsche, seiner Sehnsucht: Berlin! Sie hatten ihn zu Hause erzählt, daß der Schein der Tausenden von Laternen weithin den Himmel über der Residenzstadt rötete. Nun sah er den leuchtenden Glanz. Und er kam näher und näher; noch wenige Minuten, und er würde angelangt sein; und er würde zu Hause mit-sprechen können, wenn sie von dem Sündenbabel mit all seiner verführten Schönheit erzählten, er würde sich nicht mehr wie ein grüner Junge über die Achsel ansehen zu lassen brauchen; und seine liebe, kleine Annie würde endlich den nötigen Respekt vor ihm bekommen. Ja, was er wollte, das setzte er schon durch! Es war ihm ja nicht leicht geworden, — denn wenn er schon nach Berlin fuhr, dann wollte er es auch dazu haben, alles mitzumachen — aber nun hatte er sich ein kleines Kapitälchen zusammengespart und war losgefegelt Und nun: Schon brauste der Zug an Häuserklumpen vorüber, riesenhoch, schwarz, steif — wie er sie zu Hause nie gesehen hatte. Jetzt ging's zwischen Lagerplätzen dahin, jetzt über Straßen hinweg. Auf beiden Seiten ratterten Züge vorüber. Von Zeit zu Zeit flog eine Laterne vorbei; ein dumpfer Lärm der Stadt klang durch das Geratter der Räder. Jetzt ein Knirschen, ein Quietschen . . .

Berlin!

Er raffte seine kleine Handtasche herunter, prüfte den Hod zurecht, übergenate sich durch ein Paar Griffe, daß Uhr, Brieftasche und Portemonnaie noch an der richtigen Stelle waren, und kletterte hinaus. Eine Menge Menschen umdrängten ihn. Ihm wirbelte der Kopf, sein Körper schien noch das Schüt-teln des Eisenbahnwagens mitzumachen — er war seit dem frühen Morgen unter-wegs. Ohne daß er recht zur Besinnung kam, hatte ihn der Strom der An-gekommenen die Treppen hin-unter zum Ausgang des Bahnhofes getragen.

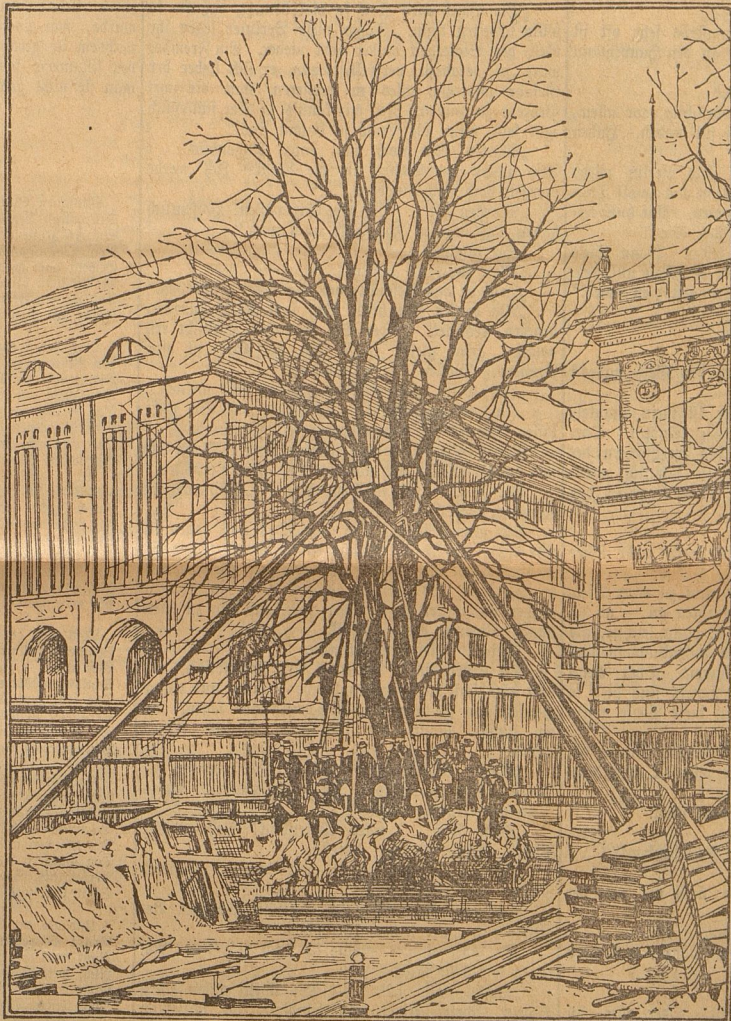
Dort blieb er stehen. Die Leute drängten an ihn vorüber, Kofferträger und Diensteute stießen ihn zur Seite. Droschken ratterten vorbei; schwarzbunt war der ganze Platz belebt. Um ihn herum eine hohe Häuserreihe. Bunte Lichtreklamen an den

steilen Wänden, riesige Bogenlampen über den Ein-gängen. Und ein Haseln und Eilen, Summen und Brummen, das ihm den Kopf benahm. Er konnte sich garnicht hineinfinden.

Er mochte wohl schon eine ganze Weile so ge-fanden haben, als ihn eine Stimme aufsehen ließ: „Sie sind wohl auch fremd hier, was?“

Mittraulich maß Gottfisch Theodor den Frager mit den Augen; es war anscheinend ein durchaus anständiger Mensch, aber darauf fiel er nicht herein. O nein, er war nicht so dumm; er hatte wohl auf-gepaßt, wenn sie ihm zu Hause von den vielen Bauernfängern erzählten, von denen es in Berlin wimmelte; er hatte auch genug darüber gelesen. Er wollte sich schon in acht nehmen; wozu hatte er denn seinen Fremdenführer und seinen gefunden Ber-

Ein gartenbautechnisches Kunststück.



Die „Verletzung“ eines ausgewachsenen Baumrieten. (Text siehe Seite 143).

wenden. Nicht der Not gehorchend, wie Dein armer Vater, nein, zuerst dem eigenen Triebe, den erst die Not heraufbeschwor, habe ich gebietet, als ich Dir verbend nahe. Aber so schuldig, wie Du glauben mußt, bin ich nicht. — Sieh her!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Fremdenbank.

Eine Berliner Geschichte von Siegr. Neitriepke.

(Nachdruck verboten.)

Gottfisch Theodor Wohlbig stand schon seit einer Stunde am Fenster seines Abteils und starrte in die Nacht hinaus, durch die der Schnellzug dahin-flog. Endlich sah er am Horizont einen roten Schein am Himmel.

stand? So sagte er nur kühl ablehnend: „Danke, ich brauche kein fremden Beistand.“

Der Fremde nickte befallig: „Sie sind vernünftig. Jeder ist sich selbst der Nächste. Sich in einer fremden Stadt, und noch dazu in Berlin, fremden Leuten anvertrauen — nee, wissen Sie, das ist 'ne gefährliche Riste. Man kann hier garnicht vorsichtig genug sein — wegen der vielen Bauernfänger natürlich. Sie haben keine Ahnung, was für gerissene Subjekte das mitunter sind. Neulich hörte ich noch so 'nen Fall. Glaubst du da so 'n Grünichnabel sicher, wenn er sich einem Blauen — einem Schutzmann, wissen Sie, anvertraut. Hat sich was: Etlich 'rinjeselogen. Ausgeplündert bis uffs Hemd!“

„O — ich weiß Bescheid. Also auch in Polizeiuniform stecken diese Gauner?“

„Na, aber immer, d. h. wenigstens sehr oft ist das ihr Trick. Denken Sie doch an den Hauptmann von Köpenick!“

„Ja, ja; da haben Sie recht.“

„Seien Sie in jedem Fall vorsichtig, vor allem, wenn Sie größere Geldmittel bei sich haben. Haben Sie welche?“

„Wie mans nehmen will. Für Berlin würde wohl nicht allzuviel sein. Aber zehn bis zwölf Tage werde ich doch wohl damit auskommen. Mit hundert-sechzig Mark nämlich. Was meinen Sie?“

„Kommt drauf an, wie Sie leben. Wenn Sie's nicht allzu happig nehmen, könnte es schon angehen. Wenn's Geld Ihnen nicht vorher gestohlen wird.“

Gottthilf Theodor lächelte. „Das sollte wohl schwer sein.“

„Wieso?“

„Wissen Sie, wo ich nämlich das Geld habe?“

„Wo denn?“

„Also passen Sie auf. Hier ist mein Mantel: zugeknöpft. Darunter die Jacke: zugeknöpft. Darunter die Weste: zugeknöpft. Und im Innern der Weste hat mir Annie — das ist nämlich meine Frau — eine Tasche eingenäht; darin trage ich das Großgeld.“

„Na — und?“

„Was — und? Ist es da noch nicht sicher genug?“

„Det ich nich lache! Wenns nun zu einer Wierreise kommt und Sie saufen sich einen an — na ja, alles kann vorkommen! — was ist dann leichter, als Ihnen Mantel, Jacke und Weste aufzuknöpfeln und Ihnen Ihr schönes Geld zu klauen. Oder wenn Sie auch bloß schlafen . . . die Hotels sind hier so unsicher. Jeden Tag kommt auf diese Weise einem was weg.“

Gottthilf Theodor stand mit offenem Munde da. „Ja,“ sagt er endlich. „Aber wie soll man denn sein Geld noch sicherer verwahren?“

„Doch eine Frage! Ueberhaupt nicht.“

„Ueberhaupt nicht?“

„Woju haben wir denn die Fremdenbank?“

„Was ist das denn?“

„Herrgott, haben Sie denn noch nie von der Berliner Fremdenbank gehört?“

„Nein; auch im Fremdenführer . . .“

„Quatsch; dann muß das eine ganz alte Auflage sein . . .“

„Die allerneueste . . .“

„Dann versteh' ich das nicht. Oder aber, die Leute denken eben, diese Einrichtung ist schon so bekannt, daß man sie garnicht mehr zu erwähnen braucht.“

„Wie ist es denn damit?“

„Aber begreifen Sie denn noch nicht? Die Sache ist doch so einfach. Also passen Sie mal Obacht: Wissen Sie, wo die Linden sind?“

„Selbstverständlich.“

„Also in einer Gegend, in der sich die Fremden immer irgendwo aufhalten, mitten in der Stadt. Dort steht das Bankgebäude, wo Sie jederzeit Geld erhalten können; einzahlen können Sie's auch da, oder bei einem Agenten, die ihre Bureaus in allen Stadtteilen haben. Sie erhalten bei der Einzahlung einen Schein mit der Angabe der eingezahlten Summe und müssen Ihren Namen auf einen anderen Zettel schreiben, den die Agenten sofort nach der Bank hinbesorgen. Das ist nämlich zur Kontrolle. Haben

Sie irgen eine Summe ab, so haben Sie gar keine Umstände, als daß Sie Ihren Namen wieder hinschreiben. Schnell wird die neue Unterschrift mit der alten verglichen, und Sie kriegen Ihr Geld — bis Ihre Einzahlung alle ist. Wird Ihnen Ihr Zettel mal gestohlen, schadet das nichts. Ihre Handschrift kann der Dieb ja doch nicht so genau nachmachen. Und fällt die Bank wirklich mal herein, so hat sie die Kosten zu tragen. Sie können fortalos und veranügt leben und haben höchstens die Unbequemlichkeit, alle zwei oder drei Tage etwas Geld abzuheben. Eine Kleinigkeit — ich glaube, zwei Prozent — behält natürlich die Bank. Aber das ist ja kaum der Rede wert, nicht wahr?“

„Um . . . nein . . . allerdingas.“

„Die Bank wird eben so viel benutzt, daß sie so billig arbeiten kann. Sogar viele Berliner legen ihr Geld der Sicherheit halber dort nieder. Ein Fremder wäre ja geradezu verrückt, wenn er sich lieber der Gefahr aussetze, alles zu verlieren, statt die zwei Prozent zu zahlen. Na, mir kann's ja aber schließlich egal sein, wenn die Leute so dumm sind.“

„Warten Sie noch mal einen Augenblick . . . Also unter den Linden ist die Bank? Ich werde morgen doch mal hingehen . . .“

„Morgen erst . . . Na, wie Sie wollen! Hoffentlich haben Sie morgen Ihr Geld auch noch.“

„Sie glauben —“

„Man kann nie wissen.“

„Jetzt ist das Geschäft doch aber sicher geschlossen.“

„Wo denken Sie hin! Tag und Nacht ununterbrochen geöffnet. Aber Sie brauchen garnicht erst dahin. Hier gleich rechts um die Ecke ist eine Agentur. Wollen Sie mitkommen?“ . . .

„Ich weiß nicht recht . . . Wenn Sie meinen.“

„Ich meine garnicht. Tun Sie, was Sie nicht lassen können. Ich habe übrigens keine Zeit mehr . . .“

Gottthilf Theodor sah einen Entschluß. „Wenn Sie mir dann vielleicht doch noch das Haus zeigen möchten.“

Der Fremde sah nach der Uhr. „Meinetwegen. Kommen Sie!“

Sie gingen schnell über den Platz und bogen in eine enge, dunkle Querstraße ein. Dann traten sie in ein schlecht erleuchtetes Haus, stiegen drei Treppen in die Höhe und klopfen an eine Tür, an der ein weißer Pappdeckel angehängen war, auf dem zu lesen stand: Agentur der B. F. B.

„Gerein!“ rief eine Stimme.

Sie traten ein. An einer Art Schreibtisch, auf dem eine schlechte Petroleumlampe brannte und einige Haufen von Zeitungen und Schriftstücken lagen, saß ein junger Mann, der sich beim Eintritt schnell erhob.

„Guten Abend, Herr Köhler! Hier bringe ich Ihnen einen Herrn, der Ihrer Fremdenbank etwas Geld anvertrauen möchte.“

„Bitte sehr . . . einen Augenblick! Nehmen Sie Platz! Welche Summe, bitte?“

„Na — vielleicht sagen wir 'mal . . . hundert Mark.“

„Ich denke,“ mischte sich Gottthilf Theodors Begleiter ein, „Sie haben 160 Mark.“

„Ja, aber einiges möchte ich doch behalten. Na, sagen wir 120 Mark.“

„Schön; also 120.“ — Der Agent nahm einen Schein, schrieb eifrig und handigte ihn schließlich Gottthilf Theodor aus, der indessen Mantel, Jacke, Weste aufknöpfte, sein Portemonnaie hervorgezogen und das Geld hingezaht hatte.

„Hier, lesen Sie bitte: „Agentur Köhler Nr. 31457. 12. November 1906. Empfangen 120 M. (Einhundertzwanzig Mark) zur Aufbewahrung nebst 2,40 = 2% Provision.“ . . . Sie werden doch die 2,40 Mark extra bezahlen? Schön. Danke sehr. 122,40 Mark. Stimmt. Und nun die Hauptsache: Bitte hier Ihre Unterschrift.“ — Er hielt einen zweiten Zettel hin mit der Aufschrift: Agentur Köhler Nr. 31457. 12. November 1906. 120 Mark. Unterschrift . . .“

Gottthilf Theodor unterzeichnete mit dem ihm eigenen fähnen Schwung. Er lächelte vergnügt. Den Schwung würde ihm sobald keiner nachmachen.

„Danke,“ sagte der Agent. „Also abgeben können Sie jederzeit in unserem Hause Unter den Linden 31. Empfehle mich sehr.“

Gottthilf Theodor faltete seinen Schein zusammen, steckte ihn in das geleerte Portemonnaie und ging. An der Haustür trennte sich der Fremde von ihm, nachdem ihm Gottthilf Theodor noch seinen herzlichsten Dank ausgesprochen hatte.

Es war wirklich ein anenehmes Gefühl, jetzt so aller Sorgen ledig, das nächste Hotel aufzusuchen und sich nach einer ordentlichen Madenfütterung den weichen Kissen anzuvertrauen. Er schlief bis zum anderen Mittag und träumte viel von Berlin und der Fremdenbank. —

Er sah aber nicht mehr allzuviel davon. Schon nach drei Tagen dampfte er wieder heimwärts. Die „Berliner Fremdenbank“ hatte ihre „Zahlungen eingestellt.“ Das Haus Unter den Linden war „aufgeflogen,“ und die Agentur Köhler, die mit Hilfe eines Schutzmanns schließlich wieder aufgefunden wurde, war noch am selben Abend „eingeganen,“ nachdem sie gerade einen Tag „gewirkt“ hatte. Von den Gaunern fehlte jede Spur, und noch heute hat man sie nicht gefaßt. . . .

Frühlingsklage.

Millionen Blüten jreute übers Land
Des hohen Lenzes gebensfreund'ge Hand,
Wie Frührotleuchten flamm't an Busch und Strauch,
Von Waldesjaun weht witzig süßer Rauch,
Gemeßt vom gold'nen Morgenrosenheine,
Mägdlein läuten dort den Frühling ein.
Und wo ein Fels aus düst'rer Schlucht sich reckt,
Ist er mit zarten Wööljen überdeckt.

Was Leben hat, zum gold'nen Lichte brängt:
Am Blütenzweig der bunte Falter hängt,
Der Biene Willein hin und wieder schwärmt,
Eidechselein auf besonntem Stein sich wärmt,
Das Raubgetier zum Tagewort sich schickt,
Sein Silbernez zum fleiß'gen Spinnlein strickt;
Und ringsum tönt, ein voller Jubelklang,
Der lieben Vöglein Frühlingspreisgesang.

Das ist des Jahres heil'ge Feiertzeit,
Durch Gottes mächt'gen Segenspruch geweiht,
Die Lieb und Mäßigkeit nicht zu fördern wagt,
Da alles jubelt, was sonst leuzig und zagt,
Und doch, und doch, schon kommt von ungefähr
Der Kinder beutegier'ge Schär daher
Mit Sammellästchen, Angel, Garn und Netz,
Als wär Vernichtung oberstes Gesetz.

Was nicht der Kleinen unbedachter Schritt
Beim ersten Ansturm gleich zu Boden tritt,
Was nicht — zuvor solch zaub'rich schöner Schmutz —
Achtlos zerstört ein einz'ger Fingerdruck,
Das fällt zum Raub der freien Beutegier;
Vernichtet ist des Falter's Farbzergier,
Die Willein, die gebüßt am Grabstrand,
Verschmachteten nun im grellen Sonnenbrand.

Bald haben Garn und Netz ihr Werk getan.
Von Jauner hallt nun rings der Flan,
Westlagen fällt Wiesen, Gän und Furr,
Da stumm und rechtlos ist die Kreatur.
Die Kästchen sind gefüllt bald ohne Wahl;
Den munter'n Fischlein bringt die Angel Qual.
Verheerung, Schreden, Todesangst und Schmerz
Statt Lust und Jubel herrschen allerwärts.

Und als der Sommer nun betritt den Plan,
Grüßt Schweigen ihn, Zerflörung um und an;
Nicht weil der Lenz sein holdes Amt verläumt,
Nicht weil Natur von Entsefunden träumt,
Nicht weil der Lenzgesänge sel'ge Luft
Noch tiefern Ton sucht in der Vöglein Brust; —
Nein, weil des Jahres heil'ge Feiertzeit
Durch freie Menschenhände schänd' entweißt!

Wie, wär's nicht möglich, daß der Eltern Wort
Den Armen, Schwachen würde Schutz und Hort?
Wär' Mutterliebe denn so klein und schwach,
Daß sie nicht fornte halb ein schirmend Dach
Und sich're Schutzwehr um des Vöglein Nest,
Damit das Kind es unbedeut'g läßt?
Wie, wär' der Schule Nacht so eng umhegt,
Daß sie Erbarmen nicht zum Wissen legt?

Es brauchte hier und dort ein Wirtlein nur,
Und anders blüht das Kind in die Natur;
Das Beispiel nur, daß selbst in Spiel und Lust
Die Jugend auch der Pflicht allzeit bewußt.
Ein reicher Schatz in jedem Herzen ruht,
Der Liebe und des Mitleids fählich Gut.
Wer für die Stammen aufstet seinen Mund,
Hebt ihn zum Licht empor zu guter Stund!

Frida v. Kronoff.

Vermischtes.

Die „Verletzung“ eines ausgewachsenen Baumriemen. (Siehe Abbildung Seite 141). Ein außerordentlich schwieriges Knüttstück ist gegenwärtig in Berlin auf dem Leipziger Platz vollbracht worden; es handelt sich um die Verpflanzung der mehr als 100 Jahre alten Lindenbäume, welche von ihrem uralten Standort verjagt werden müßten. Man hatte den Baumriemen auf einer kleinen Erdinsel isoliert: wie ein mächtiger Blumentopf stand er frei in einem Erdkörper von 5,20 m im Quadrat und 2 m Höhe, dazu nach vier Richtungen hin angefüllt und rechts und links durch Reifen unterfüßt. Der Boden der Aufschichtung war mit feineren Kohlen ausgelegt und darauf sollte der Kolch über eichene Rollen etwa 10 m weit fortgeschafft werden. Es geschah dies mittels einer dreifachen Differentialwinde, die, fest verankert, von vier Arbeitern gedreht wurde. Der ganze Transport dauerte rund drei Stunden; in einer Minute wurde demnach eine Wegstrecke von nur 5 1/2 cm, also etwa drei Finger breit, zurückgelegt. Gewaltig aber war das Gewicht, welches vorwärts bewegt wurde: Der Erdkörper enthält nach obigen Maßen 54 qm à 1,6 t, ergibt ein Gewicht von rund 86 t, dazu der Baum mit nur 24 t Gewicht veranschlagt, ergibt ein Gesamtgewicht der zu bewegenden Masse von 110 t = 2200 Str.

Ein Niesenei ist kürzlich in Liverpool ausgefressen worden. Es stammt von einem großen Vogel, dem *Nepomyris maximus*, der ehemals auf Madagaskar heimisch gewesen ist. Das Ei ist von gewaltiger Größe, einen Fuß lang und von einem Umfang von nahezu einem Yard, so daß die Schalen einen Inhalt von 2 Liter fassen konnten. Von diesen Nieseneiern sind bisher nur 20 gefunden worden, die sich jetzt größtenteils in naturhistorischen Museen befinden. Sie werden außerordentlich hoch bezahlt; von Sammlern und Forchern sind mehrfach schon Summen von 5000 bis 6000 Mark für ein einziges dieser Eier angelegt worden.

Weiteres.

Unangenehme Ueberfröschung. Ein Einbrecher ist eben im Begriffe mit einem Dietrich eine Türe aufzubrechen, da fällt der Schein seiner Fendlaterne auf das Türschild. Es fallen ihm die Verlezge aus der Hand, als er entsetzt, hinter Bildes die Worte liest: „Waldemar Hangerl, Akadem. Maler, Mitglied der Pängelkommission.“

Die Verführung. Ein ehemaliges Brautpaar, das im Borna aneinander ergelassen ist, trifft sich nach einigen Wochen zufällig im Leibhaus. Nachdem einige verführerische Blicke gewechselt worden sind, tritt „er“ plötzlich entschlossen auf „sie“ zu und reicht ihr die Hand. „Hast Du fünf Mark, Amele?“ — „Warum?“ — „Dah ich die Verlobungeringe wieder einlösen kann! Komm, wir wollen uns wieder vertragen!“ (Luth. Jahrb.)

Aus Kindermund. Die kleine Votte: „Mama, wie alt ist denn die Grosstante, von der Du immer erzählst?“ — Mutter: „Siebzig Jahre, mein Kind.“ — Die kleine Votte: „Aber die muß groß sein, Mama.“

„Nun, Mariechen, was sagst Du denn zu Deinem neuen Schwager?“ — Mariechen: „Du!“ (Luth. Welt.)

Auf dem Bahnhof. Onkel: „Mein Nefte ist noch kolossal schüchtern. Vier Wochen war er zum Besuch bei mir, und eben hat er mich erst angepumpt, als der Ang sich schon in Bewegung gesetzt hatte!“ (Luth. Jahrb.)

Wohlfahrt. Geschäftsfreisender (zum anderen): „Waren Sie bei dem Chef selbst?“ — „Wahre, der Meier hat mich abgefertigt, das ist ja seine rechte Hand.“ — „Sie meinen, sein rechter Fuß!“ (Lustige Blätter.)

Rästel-Ecke.

Silberrästel.
Dora, Pappel, Draga, Ura, Volzen, Pluto, Liebig, Donau, Scholle, Stilling.
Die Anfangsilbe jedes der vorstehenden Wörter ist durch eine andere zu ersetzen und zwar so, daß diese neuen Silben ein bekanntes Sprichwort nennen.
Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung des Rästels aus voriger Nummer:
Umstellrästel.
Naje, Erdbeben, Nadium, Littenburg. — Nero.

Geschäftliches.

Wer sich ein Fahrrad auf Teilzahlung anschaffen will, sei auf das heutige Interat der Roland Maschinen-Gesellschaft, G. m. b. H. zu Köln, hingewiesen, deren Mäder sich eines vorzüglichen Rufes erfreuen. Die prachsvolle Preisliste Nr. 451 erhalten unsere Leser auf Verlangen kostenfrei zugefandt.

Diesjenigen, die den Anlauf einer Uhr beabsichtigen, seien auf eine äußerst günstige Bezugsquelle aufmerksam gemacht, die seit Jahren eines ausgezeichneten Rufes sich erfreut und eines der größten Unternehmen ihrer Art darstellt. Es ist dies die „Deutsche Uhren-Industrie, Berlin“. Friedrichstr. 16 und Lindenstr. 101-102, welche jährlich tausende von Uhren nur besser Qualität in den Verkehr bringt und deren vorzüglicher Ruf weit über die Grenzen Deutschlands hinaus gebrungen ist. Zur genauen Orientierung verwendet die Firma einen hochgelegant ausgestatteten Prachtatolag, welchen sich jeder Interessent zuschicken lassen sollte. Eine Postkarte genügt.

Sommersprossen
entfernt nur Crème Any in wenigen Tagen. Nachdem Sie alles Mögliche erfolglos angewandt, machen Sie einen letzten Versuch mit Crème Any: es wird Sie nicht reuen! Franks 2/76, Nachn. 2/95. Verlangen Sie unsere freien Dankschreib Goldene Medallien Berlin, Paris, London. Patentamt gesch. Schutz durch Apotheker z. Eisenmann Mann, Strassburg 189, E. 1.

MUSIKINSTRUMENTE
jeder Art. Vorzügliche Bezugsquelle. Garantie

Bruno Klemm jr. Markneukirchen i. S. 188
Illustrierter Katalog franko.

Zellner

Dr. Zellners Geflügelfutter
Bewirkt schnelle Mastung, Wohlgeschmack des Fleisches, doppelten Eierertrag. Wille konkurrenzlos. Von Landwirtschaftskammern empfohlen. 50 Kilo M. 12, 25 Kilo M. 7, 12 1/2 Kilo M. 4 gegen Nachnahme. Prospekt gratis. Enns & Hüttenheim, Berlin N. 24 u.

Briefliche Ausbildung
ZUM OBERBUCHHALTER
DIPLOM. RECHNUNGSFÜHRER
KOMPTOIR- u. SCHREIBER
BESORGT FÜR EINEN DER 3 KURSE ODER DEN KATALOG FÜR DIE BEIHALTUNG
F. SIMON, BERLIN W. 62 1/2
GERÜCKT VON VERLAGSREVISOR

Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei & leiden nicht an Verdauungsstörung.
Hervorragend bewährt bei Brechdurchfall, Darmkatarrh, Diarrhoe etc.
Kufekes Kindermehl
Von Tausenden von Ärzten des In- und Auslandes empfohlen.

Für Sammler!
100 Lichtdruck-Postkarten in feinsten Ausführung
verschiedener Ansichten franko Mk. 1,20 gegen Einsendung des Betrages in Marken.
Wilhelm Greve, Postkarten-Verlag
BERLIN SW., Ritter-Strasse 50.

Brennabor
bestes Rad
Die Kugellager dieses Rades sind ölhaltend und staubsicher; sie brauchen im Jahre nur einmal geölt zu werden.

Brennabor-Werke, Brandenburg a. H.
Vorteilhaftes Zigarrenangebot!

Hausmarke

Größe und volle Stärke, wie Abbildung, 10 cm lang, handbede, genügende Einlage, gut brennend u. schmeckend, 2x50 St. in schönem Kupferblech, verpackt 100 St. für 10 Pf. franco per Nachnahme. Auf Wunsch werden noch verschiedene Blätter gratis beigegeben. Preislisten No. 597.

Garantie für reelle Bedienung. Zurücknahme oder Umtausch. P. Pokora, Zigarrenfabrik Neustadt, Westpreußen No. 597.

ANZEIGEN
haben in diesem Blatt weite Verbreitung

Echt silberne
Herren- und Damen-Uhren, prima prima Werk, gesetzt, gestempelt, genau abgezogen, 6 Rubis, 2 echte hochfein verzierte Goldränder, vergold. Zeiger, Mk. 14,25.
Dieselbe Uhr, 2 echt silberne Deckel, 10 Rubis, allerfeinstes Werk, in hochholgenter Ausführung, Mk. 14,25.
Versilberte Uhren mit echten Goldrand, von Mk. 2,75 an
Wecker-Uhren, genau weckend „ „ 1,80 „
Echt goldene prachtvolle Damenuhren „ „ 13, „

Für jede Uhr 3 Jahre schriftliche Garantie. Umtausch gestattet od. Geld zurück.
Pracht-Katalog aller Art, hochmoderne Ketten, Ringe, Broschen, gratis und frei.

Deutsche Uhren-Industrie, Berlin 426
Lindenstr. 101/102
Friedrichstr. 16.

Wir empfehlen:

Vin rouge (roter Tischwein)	per Liter	0,65 Mk.	in Korbfässchen von 5 und 10 Liter
Moselwein		0,65	
Portwein (span.)		1,25	inl. Glas
St. Emilion Montagnus	Glas	1,-	
Pilssequin		1,80	inl. Glas
Deutscher Cognac		1,50	
„ „ „		2,-	inl. Glas
„ „ „		2,50	
Jamaica-Rum		2,60	inl. Glas
„ Verschnitt		1,50	

in Berlin frei ins Haus, nach auswärts franco Bahnhof Berlin.
Société viticole franco-allemande m. b. H.
Berlin SW. 68, Ritterstr. 50.
Fernsprecher Amt IV, Nr. 9862.

